

Nr. 272. Bromberg, den 28. November. 1934

Spuck in der Heide.

Roman von Fritz Gantzer.

(2. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Der Abend umschlich das Haus und stahl sich in seine Räume, kauerte sich in die Winkel, in die entlegensten und verborgensten zuerst, als scheue er das Erkanntwerden, und kroch dann, als niemand kam, um ihn zu verscheuchen, lautlos, gespenstisch in die Breite und Tiefe der Gemächer, sie bald ganz ausfüllend mit seinem toten Grau.

Im Hause brannte ein bescheidenes Licht. Karl saß im Schatten eines Bücherschrankes ein Stück seitab. Die Stille war beängstigend, rührte zerrend an den Nerven und stieß das Herz zu schnellerem, lauterem Schlagen an.

Karl hatte die Vorstellung, einer grauenhaften Einsamkeit ausgeliefert zu sein, die nicht entrinnen ließ. Minutenlang peinigte ihn dieser Gedanke wie ein quälender, stechender Schmerz. Dann entwandte er sich ihm mit starkem Wollen, erhob sich und ging auf den Fußspitzen ein paarmal quer durch das Zimmer, bei jedem Hin und Wider vor Treutlin stehenbleibend und sich über ihn beugend.

Marternde Sorge lag auf seinem Gesicht, und von bitteren Vorwürfen fühlte er sich zerquält. Seiner Findigkeit vertrauend, hatte er während der gestrigen Wanderung, um einen Weg abzukürzen, vorgeschlagen, die Landstraße zu verlassen und ein Stück quer über die Heide zu gehen. Von früher Dämmerung überrascht, waren sie bald in die Irre geraten, hatten schließlich nicht mehr die Richtung gewußt und sich im Kreise vorwärts bewegt. Nur seine Unvorsichtigkeit, sein Leichtsinn, in unbekannter Gegend ins Blaue hineinzulaufen, trugen Schuld, daß die Dinge sich ganz anders ereignet hatten, als beabsichtigt gewesen. Hätte er dem Abraten des Majors Folge geleistet, dann säßen sie nun schon in Hannover und hätten morgen früh, wie es im Reiseplan vorgesehen war, das letzte Stück bis Bremen mit der Bahn hinter sich bringen können, um zum Auslaufen der „Columbia", auf der sie Plätze im Zwischendeck belegt hatten, rechtzeitig einzutreffen. Nun würde das Schiff am Sonnabend früh ohne sie seine Reise eintreten. Und wer konnte sagen, ob ihnen das Geld für die Überfahrt, das den größten Teil des letzten Vermögens Treutlins darstellte, je zurückgegeben oder für die Überfahrt mit einem anderen Schiffe gestundet werden würde. Vielleicht war es ihnen nun nie möglich, die deutsche Erde hinter sich zu lassen, um drüben das Wagnis einer neuen Existenzgründung unternehmen zu können. Schließlich vermochten sie es nur noch, als Kohlentrimmer über das Meer zu kommen.

Aber das war ja alles nicht einmal das Schlimmste. Das war hier in diesem fremden, einsamen Hause, von den vier Wänden dieses Gemaches umschlossen und hieß: ... Ja, würde es — Sterben heißen?

Der sich Zergrübelnde hatte sich steil in die Höhe gereckt und starrte in die flackernde, rußig schwelende Flamme des Lichtes. Die Muskeln seines Gesichtes zuckten, in seinen Augen glomm ein düsteres Brennen. Wie ein jäh zerfahrender Schlag durchbebte es ihn plötzlich. Hatte nicht eben irgendwo im Hause der Riegel einer Tür geknackt? Und jetzt wieder? . . .

„Memme!" schalt er sich gleich darauf. Das aufreizende Geräusch kam aus dem Divan und wurde wahrscheinlich von Federn der Polsterung erzeugt, weil der Kranke unruhig zu werden begann und sich von einer Seite auf die andere warf.

„Amerika!" formte er mühsam, die Lippen kaum öffnend . . . Gewisser dann, sich der Benommenheit entwindend: „Durst, Karl . . . Durst!" Er trank das ihm an den Mund gebrachte Glas gierig leer und sank erschöpft zurück.

. . . In langsamem Fließen rann die Zeit. Das Licht hatte sich nahezu aufgezehrt. Durch die Kaminesse kroch die frostige Kühle der Novembernacht in den Raum.

Für den Kranken neue Gefahr fürchtend und selbst bis ins Mark erschauernd, beschloß Karl, das Kaminfeuer neu zu entzünden. Für einen genügenden Vorrat an Holz, das reichlich im Keller aufgestapelt von ihm vorgefunden war, hatte er gesorgt.

Die Flammen spielten über die gegenüberliegende Wand hin, huschten wie im Tanz auf und ab und gaben der Bilderreihe der Frauen eine groteske Beleuchtung.

Karl saß der spukhaften Erscheinung abgewandt und beobachtete das brennende Holz im Kamin. Ein stöhnender Laut aus dem Munde des Kranken scheuchte ihn in die Höhe. Als er an die Lagerstatt Treutlins trat, sah er ihn mit weitgeöffneten, stierigen Augen und hochgestreckter Rechten liegen. Und dann hob ein wirres Durcheinander von Worten an.

„Karl, sie tanzen! Nein, die eine da tanzt. Dieses blonde Weib mit den falschen Augen . . . Nun tanzen alle. Hundert falsche Weiber tanzen. Karl, schieß sie tot! . . . Karl, warum schießt du nicht? . . . Schieße doch! . . . Amerika . . . Das Schiff fährt ab. Diese Weiber tanzen über das Wasser weg . . . Brut! Du hast mich doch . . . in das Bett gelegt, Karl. In dieses verfluchte Bett! . . . Karl, wir müssen knobeln. O, dieser verdammte Regen! Alle Weiber werden in dieser Sintflut ersaufen . . . Karl, Karl, schieß! Sie tanzen mich tot . . . Anita! . . ." Er schrie auf. Bäumte sich hoch und schlug um sich.

Karl packte ein wüstes Grauen. „Herr Major!", flehte er, während ihm das Wasser in die Augen kam. „Herr Major, ich bin bei Ihnen, es darf Ihnen nichts geschehen." Er zwang ihn zurück, ergriff seine Hände und streichelte sie. „Beruhigen Sie sich, Herr Major. Es sind die Bilder. Sie reden im Fieber. Ich nehme die Bilder von der Wand." Er stammelte bettelnd wie ein Kind. Er glaubte, das Ende sei da.

Treutlin lag regungslos und atmete schwer. Das Feuer im Kamin kroch zusammen. Es war dämmerig-grau im Zimmer. „Trinken, Karl!" stöhnte der Kranke. Er trank ein paar kleine Schlückchen, sank erschöpft zurück und schloß die Augen.

Als Karl über seine Stirn strich, fühlte er eine linde Feuchtigkeit. Tief atmend sagte er: „Gott sei Dank! Vielleicht! . . ." Er zündete das Licht an, nahm die Bilder von den Wänden und legte sie auf den Fußboden. Dann gab er dem Feuer Nahrung. Es prasselte hoch. Es erfüllte den ganzen Raum mit belebender Helle, die wie neues Leben war. Wärme quoll durch den Raum.

„Na ja", sagte Donatus Bretschneider am nächsten Vormittag, „ich hätte es mir ja denken können. So ein richtiger oller Frontkämpfer, den der Tod draußen jeden Tag am Rockschoß gehabt hat, wartet die programmäßige Krisis nicht ab, sondern macht sich seine Krisis, wie er sie haben will. Gratulor, Ew. Liebden! Der Berg liegt da hinten."

Als Fachmann schüttelte er allerdings den Kopf. Man lehrte und wußte: Krisis bei Lungenentzündung am neunten Tag. Der machte sie am zweiten, höchstens dritten. Die Ausnahme von der Regel war hier nur so zu erklären, daß irgendein Ereignis, das eine starke seelische Erschütterung zur Folge gehabt, der Schulmedizin ein Schnippchen geschlagen und den Patienten schnell auf den Weg der Genesung gebracht hatte. Er gab nur noch einige Verhaltungsmaßregeln und sagte zuletzt: „Nun tut mir den Gefallen und futtert Euch etwas raus, man kan euch beiden ja bald die Loreley durch die Backen blasen. Der Kranke bekommt natürlich vorläufig nur noch Milch und Hafergrützsuppe. Wenn's aber dann geht, wird feste nachgeholt. Und Sie", sich zu Karl wendend, „fangen gleich an. Sie sehen ja förmlich verhungert aus. Oder haben Sie Liebeskummer?"

Das Eisige, Starre, das in Karls Augen kam, entging Donatus Bretschneider. Er vernahm nur das militärische kurze „Nein, Herr Doktor!"

„Na also, dann den Magen in Liebschaft genommen. Und nun auf Wiedersehen, Kameraden. Ich bin übermorgen noch einmal hier."

Draußen im Flur, ehe er zu seinem Uelzener Mietswagen ging, konnte er dann doch nicht umhin, von den Bildern zu sprechen. „Warum sind eigentlich die hübschen Frauenzimmerchen von den Wänden verschwunden?" fragte er Karl, der ihn vor die Tür begleitete.

„Der Kranke hat sich darüber furchtbar aufgeregt, Herr Doktor. Darum nahm ich sie noch in der Nacht, gleich nach dem schrecklichen Anfall, ab."

Donatus hatte ein kleines Lächeln und schlug Karl auf die Schulter: „Wißt ihr auch, daß ihr den niedlichen Weibern das schnelle Besserwerden zu danken habt? Nee? Ja, aber sicher. Nun nehmt's nur ad notam und seid ein bißchen lieb zu denen in Röcken und mit langen Haaren. Ihr seht, es geht nicht ohne sie."

Karl schüttelte den Kopf, als er dem Gefährt nachsah. „Mit dem stimmt es nicht ganz", dachte er.

Mit ihm selbst mochte es übrigens nicht anders sein. Denn daß er sich den ganzen Vormittag über den Kopf zermarterte, wo er wohl nun Milch und Hafergrütze herbesorge, ob er den Schulzenhof in Hovening zu diesem Zwecke aufsuchen oder an eine andere Tür klopfen solle, dieses ganze Aufbauen und Niederreißen von Vorsätzen und Entschlüssen war doch unnützes Beginnen, und eigentlich nichts anderes als eine große Lächerlichkeit. Wo der Drehpunkt seiner Gedanken lag, wußte er wohl. Aber er wollte es nicht eingestehen, daß der Antje Düllingsen hieß. Er war im Gegenteil bemüht, ihre Person als veranlassendes Moment für das bunte Durcheinander völlig auszuschalten, und sagte sich vor, daß er nur deshalb das Vorübergehen bei Düllingsen erwäge, weil er die Hilfsbereitschaft dieser Leute nicht über Gebühr in Anspruch nehmen dürfte, und unterschlug sich selbst die wahre Begründung: Ich will das Mädchen nicht wiedersehen.

Als er sich dann auf den Weg machte, war er aber wenigstens dahin mit sich einig geworden, daß ihm dieses eine Mal doch wohl nichts anderes übrig bleiben würde, Düllingsen wenigstens für die erwiesenen Guttaten zu danken und Antje den Krug zurückzugeben. Und damit er dann völlig unabhängig von allen weiteren Ereignissen sein möchte, steckte er zwei Flaschen für Milch in die Taschen der Rockschöße.

Nicht viel über Büchsenschußweite war Hovening entfernt. Aber da sich zweimal eine Bodenwelle in die Quere schob, sah man es erst dicht vor dem Ziel.

Karl Gunther glaubte sehr klug zu handeln und aller Zwiespältigkeit seines inneren Menschen auszuweichen, als er das gleich am Dorfeingang liegende Gehöft betrat und Milch und Hafergrütze zu kaufen wünschte.

Ein altes, am Stock gehendes Mütterchen rief den Sohn. Der hatte viel Mißtrauen und einen nicht geringen Teil Neugierde in den Augen, machte gleich seine Preise und sog heftig an seiner erloschenen Pfeife, die ihm schief im Munde baumelte und die Unterlippe hängend vorstehen ließ. Er schielte auch und sah mit dem einen Auge an Karl vorüber.

Sein gekaut gesprochenes Heideplatt verstand Karl nur schlecht, wurde mit ihm aber schließlich doch handeleins, bekam Milch und Hafergrütze, wenn auch nicht gerade für billiges Geld, und wußte den Fragen nach dem Woher und Wohin mit Geschick auszuweichen.

Nun blieb ihm für den Schulzenhof nur noch die Abstattung des Dankes und die Rückgabe des Kruges. Darüber wollte Karl froh sein, aber er konnte sich einer leisen Mißstimmung noch nicht erwehren. Sie lag wie ein hemmender Stein im Wege. Wenn es möglich sei, wollte er nur mit Düllingsen sprechen, mit Antje aber ein Zusammentreffen vermeiden.

Er war enttäuscht, nein, eigentlich wohl sogar verärgert, daß die Dinge anders liefen. Denn Düllingsen war nicht daheim, und Antje begegnete er auf der Diele.

Sie gab sich sehr wortkarg, und er fühlte sich von einer starken Verlegenheit erfaßt, die seinem Sprechen etwas Gequältes gab. Er brächte den Krug zurück und wolle den schuldigen Dank abstatten, stotterte er heraus. Und, um es gar nicht erst zu einer Frage kommen zu lassen, fügte er hinzu, daß es seinem Kameraden besser ginge.

Als Antje den Krug schweigend in Empfang genommen hatte und auch dann noch nicht sofort redete, hob er seinen Blick zu ihrem Gesicht. Ohne an irgend etwas anderes denken zu können, zwang ihn eine verborgene Macht, zu fragen: Habe ich, als ich ihr gestern gegenüberstand, gesehen, daß sie so schön ist? Sie ist zartschön, daß . . .

Ja, Karl Gunther, wozu das nur? Wozu diese Feststellung ihrer Schönheit?

Antje hob den Krug ein wenig in die Höhe und sagte: „Ihr Kamerad braucht gewiß noch Milch, wenn es ihm auch besser geht."

Das kam unerwartet. Er konnte nicht sofort antworten. Endlich formte er nur ein schüchternes Ja. „Dann gebe ich Ihnen Milch", sagte sie mit schlichter Selbstverständlichkeit und wandte sich schon der Küche zu.

Er quälte sich einen Anfang zurecht. Unsagbar sauer kam es ihn an, sie von ihrem Vorhaben zurückzuhalten, und er war nahe daran, sie gewähren zu lassen, weil er sich plötzlich so klein, so niederträchtig, so lächerlich in dem vorkam, was er mit seinem Kauf vorhin getan.

Aber dann sagte er doch, daß sie sich keine Mühe machen möchte, weil er schon woanders Milch gekauft hätte. Und zum Überfluß wies er eine der beiden Flaschen vor.

Lächelte Antje Düllingsen wirklich? Wirklich dieses feine, kleine Lächeln? Kaum merklich, nur eine kurze, kurze Spanne hatte es um ihren Mund gespielt, und war es im klaren Glanz ihrer Augen gewesen, dieses kleine Lächeln feinen Spottes. Und dann sagte sie ernst und gelassen, mit dunkler Färbung der Stimme: „Es tut mir leid, daß ich Ihnen noch einmal etwas angeboten habe. Nach dem, was ich gestern erfuhr, hätte ich klüger sein sollen."

Er meinte, daß es nun nötig sei, sie um Verzeihung zu bitten. Aber sie ließ es nicht dazu kommen. Ihm wortlos zunickend, trat sie in den Pesel und zog die Tür mit einer, wenn auch nicht verletzenden, so doch durchaus entschiedenen Bewegung hinter sich zu.

Unterwegs dachte Karl Gunther: „Antje Düllingsen ist sehr schön. Wie ist ihre Schönheit eigentlich?" Immer von neuem zuckte es im Wechsel durch seinen Sinn. Endlich schlug er mit der Hand durch die Luft und sagte laut, zornig: „Ich kann nichts dafür, daß sie empfindsam ist. Und, daß sie schön ist? . . . Ja, daß sie schön ist, das kümmert mich nichts!" — Herrgott, was würde der Major sagen, wenn er ihm diese ganze dumme Geschichte . . . Er würde sie ihm also am besten verschweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Frauenlob.

Zeugnisse über die deutsche Frau.

Gesammelt von Petrus H. Steigerwald.

Nicht von den heldenhaften Frauen der großen deutschen Vergangenheit, die den Kämpfern vor dem Streite die Waffen segneten, die mit ihren linden Händen Brot spendeten oder ihr schmuckes Haar auf den Opfertisch des Vaterlandes legten, sei hier die Rede. Hier künden die Stimmen aller Völker und Zeiten das Lob der namenlosen deutschen Frau!

Ob sie nun in der germanischen Frühzeit harte Arbeit verrichtete, während der unseligen Kreuzzüge Mann und Kind um die Befreiung des heiligen Grabes hingab, im Mittelalter den Segen der Häuslichkeit auskosten durfte, um dann die Verwüstung des Dreißigjährigen Krieges zu erdulden — immer war die deutsche Frau der kraftspendende Quell, welcher der abgekämpften, ausgestorbenen Nation neues Blut, neue Kraft zuführte und der deutschen Volkheit neues Wachstum verlieh. Es ist seit Jahrtausenden eine der edelsten Eigenschaften der Deutschen, in dem Weibe das ewig Mütterliche und Verehrungswürdige zu schauen.

Das erste Lied, das zum Lob eines deutschen Mädchens erklang, kam von dem Dichter Ausonius. Dieses Mädchen wurde von den Römern am Neckar gefangen und dem Dichter als Sklavin geschenkt. Er jedoch gab der „Schönheit die Freiheit“ wieder und besang ihre unvergleichliche Anmut in der Dichtung „Bissula“.

Einige Jahrhunderte später kam der Humanist Petrarca nach den Ufern des Rheins und mußte sein Herz vorsorglich vor den schönen, gesitteten Frauen hüten. Die sehr wagemutige und unternehmungslustige Lady Montague kutschierte quer durch Europa und hinterließ uns köstliche Aufzeichnungen, die fast Shaw'sche Ironie erreichen. Gelehrte folgten, Dichter aller Länder. Aus ihren Bekenntnissen entnehmen wir, daß der Wirkungskreis der deutschen Frau immer die Familie war, daß sie aber an der Geselligkeit des äußeren Lebens regsten Anteil nahm.

Einige der besten Zeugnisse über das deutsche Frauentum seien hier angeführt:

Cornelius Tacitus — 98 n. Chr.:

Ja, sogar etwas Heiliges und Prophetisches, glauben sie (die Germanen), wohne den Frauen inne, und sie verachten ihre Ratschläge nicht und berücksichtigen ihre Antworten in hohem Maße. Die Kinderzahl zu beschränken oder eines von den Neugeborenen zu töten, gilt ihnen als Verbrechen. Dort gelten gute Sitten mehr als anderswo Gesetze!

Ausonius: „Bissula“ — 390:

Bissula, die nicht in Wachs nachahmbar oder in Farben, schmückt mit Reizen die Natur, wie immer der Kunst sie gelingen. Ja, mit Mennig und Weiß malt Bilder euch anderer Mädchen, doch dies Farbengemisch des Gesichtes, nicht malen es Hände. Mische doch, Maler, wohlan, die Rose und Lilienweiß und die duftige Farbe, dann nimm Bissulas Antlitz!

Petrarca — 1333:

Wunderbar in diesem barbarischen Lande ist die Höflichkeit, die Pracht der Städte, die Würde der Männer, die Schönheit und Zierlichkeit der Frauen. Am Rhein sah ich ein eigenartiges Schauspiel. Das ganze Ufer war voll von einem gewaltigen und glänzenden Zug von Frauen. Welche Gestalten, Gesichter und Haltung! Wer nicht voreingenommen, muß sich verlieben. Ungeheuer, aber ohne Drängen strömten sie zum Ufer und wuschen mit aufgekrempelten Ärmeln ihre weißen Hände mit wohlriechenden Kräutern in den klaren Wirbeln des Stromes, gar lieblich in der fremden Sprache plaudernd. Ich erfuhr, daß ein im Volk, besonders bei den Frauen weitverbreiteter Glaube besteht, daß durch diese Waschung an einem bestimmten Tage das Unheil eines ganzen Jahres abgewendet werden kann. Oh, glückliche Flußbewohner, deren Unglück der Strom hinwegschwemmt und mit seinem Lauf den Briten sendet!

Roger Ascham — 1551:

Die Frauen sind die nettesten und bravsten, die ich je gesehen habe. Sie tragen faltige Tuch- oder Seidenröcke. Der Kopf wird in feines Linnen gehüllt, wie man es auf dem Bild der Regentin von Flandern sehen kann.

Dr. Francesco Gemelli — 1686:

Mannigfaltig ist die Frauentracht, besonders der Kopfputz. Einige tragen pyramidenförmige Hüte, andere Leinwandstücke, die mit Hölzern gleich Schiffssegeln gehalten werden. Andere umhüllen das Gesicht mit Pelzen, die es halb verdecken, noch andere bauen sich aus Pelz eine Art Turm auf den Kopf, wie ein hoher Hut ohne Krempe.

Im Zillertal waren wir gut aufgehoben; trotzdem es mitten in den Bergen liegt, ist das Land dicht bewohnt und hat Überfluß an allen Lebensmitteln, besonders an Wein und ausgezeichneten Forellen. Die Landfrauen tragen kurze, wenig über das Knie reichende Röcke, Jäckchen wie die Männer und die Hüte aus Wolle, in der Form von Strohhüten und hübsch anzusehen.

Lady Montague: Briefe — 1716:

Die Frauen hier haben buchstäblich Rosenwangen, schneeweiße Stirn und Busen, kohlschwarze Augen, Scharlachlippen und meistens dazu rabenschwarzes Haar. Die sächsischen Damen sind nach englischer und französischer Mode nett gekleidet. Sie haben hübsche Gesichter, sind aber bestimmt die geziertesten Frauen der Welt. Sie würden es als gegen die gute Erziehung halten, sich natürlich zu bewegen oder zu sprechen. Sie lispeln, affektiert leise, und trippeln mit zierlichen Schrittchen. Diese weiblichen Schwächen mögen ihnen aber wegen ihrer Höflichkeit und Gutmütigkeit Fremden gegenüber vergeben werden. Ich habe allen Grund, sie zu loben.

Madame de Staël — 1807:

Die deutschen Frauen haben einen ganz eigenen Liebreiz, eine ansprechende Stimme, blondes Haar und frische Hautfarbe. Sie sind bescheiden, aber selbstsicher. Sie suchen durch Empfindsamkeit und Einbildungskraft zu gefallen, sie lieben die schönen Künste. Durch die Biederkeit des deutschen Charakters ist die Frau in der Liebe glücklich. Sie gibt sich mit Vertrauen diesem Gefühl hin, weil es von Romantik verklärt ist und weil viel weniger als bei anderen Völkern die Gefahren der Untreue oder Geringschätzung zu fürchten sind.

Christian Andersen:

Der Tag stieg über den Wolken auf, Landleute gingen den Heideweg zur Kirche. Die Frauen, schwarz gekleidet mit weißem Kopfputz, wie Geister aus dem alten Kirchenbild. Ringsum verlor sich die weite Ebene, auf der nichts wuchs als Heidekraut, und hie und da erhob sich ein weißer Sandhügel über der schwarzen Fläche. Die Frauen wanderten das Gebetbuch in der Hand, zum Gottesdienst.

Jerome K. Jerome — 1899:

Schon immer ist das deutsche Mädchen hervorragend erzogen worden. Mit achtzehn Jahren spricht es zwei bis drei Sprachen und hat schon mehr vergessen, als die englische Frau im allgemeinen je gelesen hat. Bis heute aber ist diese Erziehung von keinem großen Nutzen gewesen, denn wenn die deutsche Frau heiratet, dann zieht sie sich in die Küche zurück. Angenommen aber, es würde ihr einmal zu dämmern beginnen, daß sie nicht ihr ganzes Leben in der Küche zu verbringen braucht, angenommen, sie würde an sich ein Interesse an den Vorgängen des öffentlichen Lebens entdecken, dann würde der Einfluß einer solchen Lebensgefährtin fühlbar und von Dauer werden. Denn der Deutsche ist sehr gefühlvoll und von Frauen leicht zu beeinflussen.

Octave Mirbeau — 1910:

Die deutsche Frau geht nicht darauf aus, uns zu erstaunen, zu verblüffen, sie will sich weiterbilden, will im Umgang mehr verstehen lernen. In ihrer geistigen Betätigung ist Aufrichtigkeit, Natürlichkeit und Eifer, und das ist's, was sie ungemein anziehend macht. Was ich übrigens in Deutschland am meisten schätze, was ich als die kostbarsten aller weiblichen Reize betrachte, das ist: Daß dort selbst die grundgescheite Frau immer noch Frau zu bleiben weiß, ohne jemals pedantisch zu werden. Ihre Pflichten als Gattin, Mutter, Hausfrau demütigen sie nicht, verursachen ihr weder Unbehagen noch Langeweile noch Widerwillen. Sie bringt sie sehr gut in Einklang mit ihren Wünschen, ihren Neigungen für geistige Weiterbildung. Ich habe sogar bemerkt, daß sie ihren Pflichten mit mehr Aufrichtigkeit und Pünktlichkeit, mit mehr Freude nachgeht, weil sie deren höhere Bedeutung besser versteht, ja auch mit mehr Grazie, weil sie die unwiderstehliche Gewalt der Schönheit derselben lebhafter empfindet. Noch nie zuvor habe ich so gut verstanden, daß eine geistreiche Frau, die wirklich geistreich zu sein versteht, niemals häßlich ist. — Und ich glaube wohl, daß ich hierbei zu jener Art von Haß oder soll ich sagen Mitleid gegen die sehr schöne Frau gelangt bin, die sich darauf versteift, nur durch ihre unnütze Schönheit zu entzücken.

Cecily Hamilton — 1932:

Die Mädchen gehen im Sommer mit nackten Armen, ihre Kleider sind waschbar, viele tragen ein fleckenloses Weiß. Waschen muß in Deutschland bestimmt billiger, oder die häuslichen Wascheinrichtungen müssen zahlreicher und bequemer als in England sein! Weiß- und helle Farben werden sehr viel getragen, und stets sehen die Kleider aus, als kämen sie gerade aus dem Waschzuber!

Da der deutsche Sport hauptsächlich als Gesundheitspflege betrachtet wird, wurden die früher den Frauen auferlegten Schranken niedergerissen. Schwache Mädchen, die künftigen Mütter der Nation, brauchen die wohltätige Wirkung körperlichen Trainings genau so dringend wie schwächliche Knaben. Das Sportmädel wurde mit einem Male volkstümlich. Heute, da körperliche Gesundheit als Pflicht im Interesse des Wohls der Nation gilt, ist das deutsche Idealmädel ein Freiluftmädel, das mit seinen Brüdern um die Wette schwimmen und Tennis spielen kann.

Die deutsche Frau . . . Ihr Recht auf körperliche Übung und auf ein Leben in der frischen Luft wird sie immer als unumstrittenen Besitz behaupten. Denn frische Luft und körperliche Übung bedeuten die Gesundheit und Erziehung, und dies sind die Zwillingstöchter des deutschen Volkes. Die Frau und die neue Generation schulden es ihrer Familie und sich selber, gesund am Körper und Geist zu bleiben.

Paul Achard — 1932:

Die schönste deutsche blonde Frau sah ich in Nürnberg. Sie konnte, weiß der Himmel, den Wettbewerb mit den Mädchen aller anderen Rassen aufnehmen. An einem rotglühenden Rost stand ihre große Gestalt. Sie briet Würstchen, die in Reih' und Glied über einem Holzfeuer schmorten. Das Fleisch bruzzelte, und vom Rost stieg ein köstlicher Duft von aromatischen Kräutern, vermischt mit dem des brennenden Holzes. Die Funken erhellten zwei blaue, innig lächelnde Augen und einen Helm von goldenen Haaren. Die blendenden Farben der Haut, die wunderbaren Zähne, die durch einen üppigen Mund schimmerten, die Grübchen auf den weißen Armen machten dieses Wesen zur personifizierten Lebensfreude.

Hochzeitssitten unserer Vorfahren.

Von Ilse Tromm-Göteborg.

Man trifft im Norden häufig den Ausdruck „auf heißen Steinen stehen", den man hauptsächlich auf Menschen anwendet, die im Begriffe stehen, den Ehebund miteinander zu schließen. Die Redensart ist aller Wahrscheinlichkeit davon abzuleiten, daß der Fußboden in den alten Kirchen mit breiten flachen Steinen belegt war. Vor dem Altar, wo sich auch das Brautpaar aufzustellen hatte, lagen einige besonders breite Platten. Wenn diese natürlich auch nicht buchstäblich unter den Füßen brannten, so war das Brautpaar doch sicherlich froh, wenn die Zeremonie ohne Hindernis vollzogen und der feierliche Akt vorüber war.

Unser Ausdruck führt jedoch noch auf eine andere Sitte aus älteren Zeiten zurück. Damals verließ zuerst nach der Vermählung das Brautpaar die Kirche. Hinter ihm ordnete sich das Gefolge in einem langen Zuge, an dessen Spitze ein paar Jünglinge auf weißen Pferden ritten. Dann kamen die verheirateten Hochzeitsgäste, die unverheirateten Männer, die jungen Mädchen und schließlich die Kinder. Nun ging es gemessenen Schrittes unter Musikklängen die Anhöhe hinauf, auf der sich die „Brautsteine" befanden. Die beiden Jünglinge auf den Schimmeln sprengten über diese Steine und wendeten dann die Pferde. Das Brautpaar stellte sich hierauf in Positur, ringsum gruppierten sich die in bunte, malerische Trachten gekleideten Hochzeitsgäste. Die übrigen Dorfbewohner, die der Trauung beigewohnt hatten, zogen am Brautpaar vorüber, um ihre Huldigung darzubringen. Während dieses Aufzugs spielten die Fiedler ununterbrochen. Und nachdem das Brautpaar huldvoll alle Glückwünsche entgegen genommen hatte, begaben sich die Gratulanten, die nicht zur Hochzeitsfeier geladen waren, zum Festschmaus ins Gemeindehaus, wo es begreiflicherweise hoch herging.

In manchen Gegenden zog der ganze Hochzeitszug zu Pferd zur Kirche. Voran ritten geschmückte Jünglinge, hinter ihnen kam das Brautpaar, dem sich die übrigen Hochzeitsgäste nach Rang und Würde anschlossen. Im Winter unternahm man lange Schlittenfahrten durch die verschneiten Landschaften, und das vielstimmige Schellengeläute gab dem munteren Zuge etwas besonders Frohes.

Bis in das 19. Jahrhundert hinein sandte man oftmals einen Vorreiter vor dem Hochzeitszuge her, der darauf zu achten hatte, daß die Wege frei blieben, denn sie waren häufig so schmal, daß sich nicht zwei Fuhrwerke auf ihnen begegnen durften. An anderen Orten sandte man zwölf Reiter aus, damit sie die Wege untersuchen und böse Gefahren verscheuchen sollten. Erst, wenn die Zwölf von dem Ausritt zurückgekehrt waren und alles in bester Ordnung befunden hatten, setzte sich der feierliche Zug in Bewegung.

Die Sitte der Gratulation auf den Bausteinen ist uralt. Schon in den ersten christlichen Kirchen fand man sie, und alte Chroniken berichten von ihnen. Auf den großen Gütern und Schlössern, die eigene Kapellen hatten, findet man sie besonders. Manche Familientradition schrieb vor, daß man auf den Steinen dem Brautpaar den Willkommentrank kredenzen sollte. Darauf mußte dieses seine Gläser bis zur Neige leeren und gegen die Steine schmettern.

Vermutlich wurzelt dieser Brauch in frühesten Zeiten, als vom Volke gewählte Könige herrschten. Der neu ausgerufene Fürst bestieg, einem großen Gefolge voranschreitend, diese Steine, die wahrscheinlich einstmals heidnische Opferplätze waren, um des Volkes Huldigung entgegen zu nehmen. Von solchen Handlungen zeugen heute noch die Morasteine in Schweden und bei Lagga in Uppland, wo König Albrecht Erik von Pommern und Karl Knutsson des Volkes Begrüßung empfangen haben. Daß später die Brautpaare dieselbe Zeremonie übernahmen, bedeutet, daß den Neuvermählten königliche Huldigung dargebracht werden sollte, da an diesem Tage sogar der einfache Bauer als König galt. Auf diese Weise erhöhte man den Glanz des Festes.

In den ländlichen Teilen des Nordens betrachtete man eine Hochzeit nicht als die Angelegenheit einiger Privatpersonen, sondern setzte als ganz selbstverständlich die Beteiligung der weitesten Kreise voraus. Meist dauerten die Feste acht volle Tage. Eine ebenfalls an die königliche Würde erinnernde Sitte ist das Tragen der Brautkrone, die in vielen alten Familien Erbbesitz ist. Früher besaß jede Kirche im Lande eine solche Zier, die aus einem kleinen goldenen Krönchen bestand, das häufig mit Edelsteinen besetzt war. Auf Wunsch überließ man sie den Bräuten leihweise.



Die Arche Noah kommt wieder.

Rührige Propheten sind am Werk, uns eine neue Sintflut zu verkünden. Und zwar ist der Beginn auf den Karfreitag des kommenden Jahres festgesetzt. Merkwürdigerweise hat man nun nicht etwa in dem säbelrasselnden Europa die Erkenntnis gewonnen, daß die Welt genug gesündigt habe. Vielmehr ist die neue Sekte im texanischen Städtchen Loredo ins Leben getreten. Dort läßt man es nicht bei dem Predigen sein Bewenden. Man ist vielmehr zur Tat geschritten und hat eine neue Arche Noah gebaut. Der Grundstein — wenn man so sagen darf — wurde bereits gelegt. Das Fahrzeug wächst am Ufer des Rio Grande del Norte gar stattlich in die Höhe. Als Gründer zeichnet ein Wirt. Er hat eine verhältnismäßig große Gemeinde ins Auge gefaßt. Die Arche ist 300 Meter lang. Sie wird Schlafräume, Speisesäle, Küche und auch eine große Kapelle in sich schließen. Der Bau schreitet rüstig voran. Wer in das rettende Fahrzeug aufgenommen werden will, muß eine Aktie kaufen. Die kostet hundert Dollar. Das ist gewiß recht billig. Viele Menschen werden ihr Leben höher einschätzen. Immerhin ist der Bau ja auch billig. Denn die Arbeit kostet nichts. Die Mitglieder scharwerken an dem Bau ganz ohne Entgelt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.